

JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 38



Aus dem Chiemgau

Rudolf Sieck

DAS EISERNE TOR

Von Agnes von Krusenstjerna

(Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von Hans B. Wagenseil)

Fräulein Holm schritt langsam auf das große eiserne Tor der Anstalt zu. Sie atmete tief, drehte sich um und schaute auf die Gebäude der Anstalt zurück, die breit und schwer schienen an diesem grauen Herbsttag. Sie betrachtete sie lange gedankenvoll. Sie kannte das Leben, das hinter den kleinen Fenstern gelebt wurde, hinter den geschlossenen Türen. Sie war heute entlassen worden, aber der Doktor mit den gültigen, freundlichen Augen hatte ihre Erinnerungen nicht mit seiner Schreibfeder auszutreiben vermocht, als sie rasch über das Papier kitzelte.

Es gab sogar Erinnerungen, die sie zu bewahren wünschte, nicht alle waren unerfreulich. Jemand hatte ihren Kopf gestreichelt, als sie am verzweifeltsten war. Jemand hatte sich dann und wann während der langen Nachtstunden über sie gebeugt, sie entsann sich des vom Nachlichtischen erhellten Gesichts. Das blaue Kleid mit der weißen Schürze war ihr sehr lieb geworden in dieser Zeit. Wenn sie einen Schimmer davon draußen auf dem langen Gang erhalten konnte, war auch die heitere, aufmunternde Stimme nicht mehr weit. Aber es gab auch andere Erinnerungen — sie schauderte und ging weiter.

Eine der Patientinnen wartete dort auf sie. Es war eine alte Dame mit traurigem, verlorenen Blick in den erloschenen Augen. Sie war auf dem Geistesflügel herumgegangen und hatte einen Strauß Herbstblumen zu pflücken versucht. Sie reichte ihn ihr: eine halberottere rote Rosenknospe, ein paar Asten mit Blütenblättern wie aus vermintertem Seidenpapier. „Aven Sie wohl, Fräulein Holm“, sagte die alte Dame. „Ich danke Ihnen, daß Sie so lieb zu mir waren. Aber, fügte sie hastig hinzu, geben Sie acht auf die dort drausen! Die Menschen sind böse... böse.“ Die alte Dame machte eine Grimasse, die gleichzeitig Abscheu und Zorn ausdrückte.

Fräulein Holm blickte auf den Koffer, der an ihrem Arm herunterhing und dann ging sie durch das Tor hinaus der Stadt zu, die sich in der Ferne mit Türmen und Giebeln reckte. Es war, als ginge sie auf eine Reise. Sie hatte noch ihr kleines Zimmer hier. Sie gabte dafür, daß es ihr aufgelassen wurde; denn sie wußte nicht, wohin sonst mit ihren Möbeln, allein in der Welt wie sie war.

Der alte Lortzart nicht zu freundlich zu und berührte seine Mütze zum Abschiedsgruß. Er hatte so viele durch dieses Tor hinausgehen und so viele herintommen sehen: manche schreiend und um sich schlagend, andere in Verbände gepackt mit gestroblenen Gesichtern. Seine Pflicht war, einfach aufzumachen und zuzuschließen, darauf zu achten, daß kein Unberufenes hereinkam und kein Jassale ohne Erlaubnis hinaus. Alle mußten an ihm vorbei, die Besessenen wie die Anderen und sein Amt hatte ihm eine Medaille für treue Dienste eingebracht.

Jetzt saß Fräulein Holm in der Trambahn. Die schaltete und ratterte und läutete mit ihrer Glocke, aber fuhr gemächlich. Draußen die grauen Häuser schienen zu schwanen und zu wanken wie ein phantastischer Tanz Mispesalteter und die großen Auslagenfenster vermittelten einen flüchtigen Eindruck von zur Schau gestellten Waren, angefangen von rotfarbenen Seiden bis zu roten Äpfeln und leuchtend blauen Traubenbrotchen, fröhlich und versüßend anzusehen für ungewohnte Augen.

Sie wußte, sie war jetzt draußen in der Welt! Die Leute rund um sie wußten nicht, woher sie kam und hatten nie einen Schlüssel in einer Tür sich öffnen hören, die nachher nicht mehr geöffnet werden konnte. Sie waren frei, zu kommen und zu gehen, wie sie wollten. Benachteiligte Menschen, die nicht wußten, daß sie benachteiligt waren und sich nicht dankbar fühlten, daß sie ihre Türen öffnen und schließen konnten,

wie sie wollten. „Ich werde meinen eigenen Schlüssel haben!“ dachte Fräulein Holm und unterdrückte das Lachen, das plötzlich in ihrer Kehle hochstieg und mit einem Gefühl, das Wärme glich, malte sie sich aus, wie die den Schlüssel ins Schloß stecken würde.

Dann begann sie zuhause, wie der Schaffner die Haltestellen aufruf: Gustav Adolfs Zeug! Drottninggatan! Die vertrauten Namen weckten Erinnerungen. Sie sah im Geiste ein Bild ihrer selbst, wie sie hier vorüberzuhause pflegte. Sie war immer in Eile gewesen; ins Geschäft, vom Geschäft zurück. Sie hatte diese Stelle inzwischen verloren, versteht sich. Aber sie erinnerte sich auch einiger Gelegenheiten, wann sie sich Zeit ließ: Frühlingstage, an denen der Himmel über ihr wie die hellblaue Glocke einer Blume gewesen war und die Luft von einem leisen Värm geblut hatte, wie wenn Telefontöne singen oder Wasser gegen die glatten Steine der Kaimauer brandet.

Ihre Gedanken machten einen Sprung und plötzlich fand sie sich auf einer unnatürlich weiten, offenen Pflanz, auf dem alles in Unordnung war. Die Pfadsteine lagen so warr, als wären sie aus Eisen gewesen und als sei ein riesiger Magnet über sie hingefahren; die Häuser aber neigten sich vor, so daß die Rinnne sich bogen und Froschschäpft über die Dächer spielten. Mitten in all dem höre sie die schrillen Schreie einer Hupe und aus dem Dunkel kam etwas ungeheuerlich Grotesk schwebend auf sie zu... Sie mußte laut aufschreien und kam erst wieder in der Anstalt vom Einflüß der Morphiumnadel zu sich. War es nicht so gewesen?

Fräulein Holm schaute hastig um sich. Sie fühlte sich kalt trotz der Wärme der eng an sie gedrängten Menschen. Mit einer Art bitteren Humors dachte sie an den Ausdruck im Gesicht einer Anstaltsbesucherin, die während eines Gesprächs mit einer Verwandten Zeugnis eines plötzlichen Anfalls einer anderen Patientin wurde. Der ganze hergebrachte Abscheu und Schauer der Außenwelt mit einm die Maske von Wohlwollen und überbevolter Freundlichkeit weggerissen, die eben noch auf dem Gesicht der eleganten Besucherin aus der Stadt zu sehen gewesen war. Würden nicht diese achtbaren Leute neben ihr, die so aussehend, als hätten sie ihr ganzes Leben lang ihr Mittagessen zu einer bestimmten Stunde gegessen und es auch heute so halten wollten, die gleiche Veränderung durchmachen, wenn sie wüßten, daß eine eben entlassene Patientin in der gleichen Trambahn saß?

Fräulein Holm wagte nicht, ihre eigene unausgesprochene Frage zu beantworten. Aber als sie ausstieg und den vertrauten Aufgang des Hauses betrat, in dem sie gelebt hatte, um sich einen Augenblick lang mit ihrem Koffer in der Hand an die Wand zu lehnen, hörte sie die Antwort wie das verhängnisvolle Flattern einer gebrochenen Schwinge an ihr Herz pochen.

Ihr Hausfrau machte die Tür auf. Fräulein Holm dachte, sie sehe dikter aus als früher. „Willkommen!“ sagte sie. „Ich höre vom Arzt, daß man Sie jetzt jeden Tag erwarten dürfe.“ Sie warfchelte durch den Gang und machte die Türe des Zimmers auf, nach dessen Frieden Fräulein Holm sich oft geseht hatte. „Und jetzt sind Sie wieder ganz in Ordnung, verheherte mit der Doktor“, fuhr die Hausfrau fort.

Fräulein Holm hörte kaum zu. Mit einem liebevollen Blick nahen sie die alten Möbel und Wände in sich auf. Aber ihre Hausfrau fuhr unermüdlich fort: „Mein Gott, wie blaß Sie aussehens; so dünn und klapperrig. Man kann wirklich sehen, daß Sie krank waren; aber der Doktor hatte mir versichert, daß Sie jetzt wieder ganz in Ordnung sind.“



Ander Isar

Adolf Bûger

Die Hausfrau wiederholte immer wieder: „der Doktor hat es mir verschert.“ Vielleicht war sie nicht sehr geneigt gewesen, ihre ehemalige Mieterin wieder aufzunehmen? „Es muß schrecklich dort gewesen sein“, sagte sie, während ihre Augen fortzuhren, Fräulein Holm zu mustern. „Ich bin einmal hingegangen, um Sie zu besuchen, aber meine Leute sagten, meine Nerven würden das nicht aushalten. Ha, ha, ha! Daß man mit seinen Nerven keine Nervenanstalt aushält!“

„Sie sagt ‚Nervenanstalt‘, meint aber ‚Jugendhaus‘ — war Fräulein Holms sofortiger Gedanke und das verhängnisvolle Flügelplattler, das sie im Hausflur gefühlt hatte, wurde zum geängstigten Plattler ihres eigenen Herzens.“

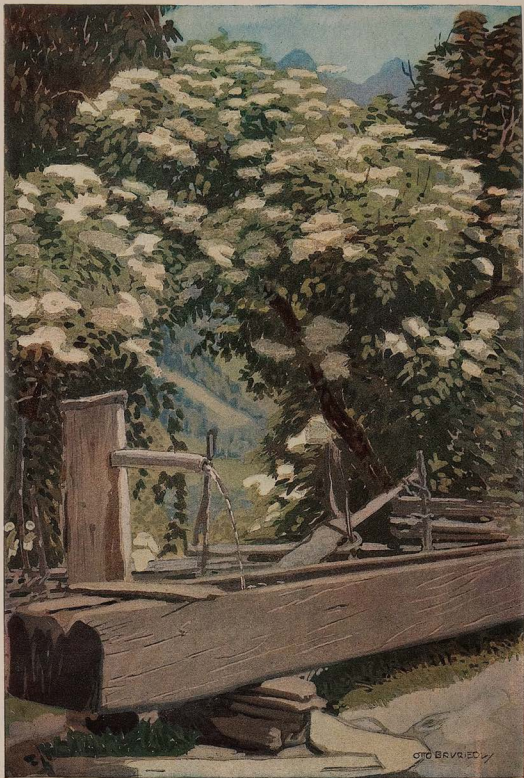
Als Fräulein Holm ein wenig später am Abendlich saß, bereute sie, daß sie statt dessen nicht früh zu Bett gegangen war. In der Anstalt saß man um diese Zeit ebenfalls bei Tisch. Die großen Anrichtebretter mit den Zinnschüsseln und -stellen wurden jetzt herangezogen. Es war ihr, als schmecke sie den halb süßen Geschmack des Jims auf den Lippen.

Es waren viele Gäste bei Tisch, denn die Hausfrau nahm Kostgänger. Ein paar von ihnen erkannte Fräulein Holm wieder, andere waren ihr fremd. Sie saß schweigend da und lauschte ihrer Unterhaltung über Theater, Kino und Kronprinzessin und bemerkte den Schnitt einiger Kleider und fing die Namen einiger Bücher auf, die man gelesen haben und sich ein Urteil darüber gebildet haben mußte. Fräulein Holm hatte so lange in einer anderen Welt gelebt, in der diese Dinge von einem anderen Gesichtswinkel aus betrachtet oder überhaupt nicht beachtet

wurden, in der die Phantasie, die dem Leben zugleich Wärme und eisige Kälte verlieh, die Luft der Wirklichkeit atmete. Sie wußte sehr gut, daß ihre Welt eine kranke Welt mit falschen Anschauungen gewesen war, aber sie konnte trotzdem den Gedanken nicht loswerden, daß die sie jetzt umgebenden Menschen nicht den Vorzug von des Lebens heimlicher Werkstatt gelüftet hatten, — daß sie auf der Oberfläche herumkröchen, wobei das Brausen und die Flamme des inneren Feuers nicht reichte.

Endlich, als das Essen vorbei war, konnte sie in ihre Zimmer flüchen, wo sie am Fenster stand und hinunter sah auf die lange Straße, die mit Laternenreihen besät war. Sie war so daran gewöhnt, sich dauernd von Augen beobachtet zu fühlen, daß es seltsam aufregend war, jetzt allein zu sein. Als sie im Bett lag, sah sie etwas Schimmerndes in dem Lichtkegel liegen, der vom Fenster her einfiel. Es war der Schlüssel. Der Schlüssel zur Freiheit, die jetzt ihr gehörte. Und mit einem Schludzen wandte sie sich zur Wand, um ihn nicht mehr sehen zu müssen. Nicht nur Läten können die Freiheit auspressen, es gibt auch Menschen, die, wenn auch keine verschlossene Läte ihren Weg hemmt, sich als Gefangene fühlen, gefangen durch ihre eigenen Juwengedanken, durch ihre Ängste, fürchten sie doch, daß sich die toten Dinge in Ketten verwandeln könnten und die lebendigen sie vernichten. . .

Fräulein Holm stand in der Diele zur Wohnung einer reichen Witwe und wartete auf das Mädchen, das sie amenden sollte. Die Dienstwaise strich um ihr Kleid und ein leiser Kaffeedunst lag in der Luft. Fräulein Holm glaubte, die ermüdende Suche nach einer Anstellung sei nun zu Ende.



OTTO BAURIEDL

Der alto Brunnen

Otto Bauriedl

Während der auf ihre Entlassung folgenden Tage war der Wunsch nach regelmäßiger Beschäftigung und der damit verbundenen wirtschaftlichen Sicherheit obenauf in ihren Gedanken gewesen. Jetzt war sie in ihr altes Büro gegangen; aber dort war sie mit einem Kopfschütteln empfangen worden und der Chef hatte zu verstehen gegeben, Büroarbeit sei vermutlich nicht für ihre Nerven. Sie hatte nicht gedrängt. In solch einem Fall kann man nicht drängen, wenn man jederzeit mit der Mahnung an eine leere Zelle zurückgekehrt werden kann, die von den eigenen Schreien widerhallt hat. Dann dachte sie an den Sekretärinnenposten bei einem Bekannten, der ihr einmal angeboten worden war, so bald er frei sei. Er war gerade diese Woche freige worden, aber offenbar hatte sich die Ansicht über ihre Eignung für diesen Posten geändert. Selbst da kam keine Bitte über ihre Lippen.

Die Ausschreibung für eine Gesellschaftlerin hatte sie in einer Zeitung gesehen. Sie war tags zuvor dagewesen und die Witwe schien keinen schlechten Eindruck gewonnen zu haben. Heute sollte sie eine endgültige Antwort erhalten.

Das Mädchen öffnete die Türe zum Salon. Fräulein Holm sah die Witwe und eine andere jüngere Dame an einem Eschisch sitzen. Sie hatten halblere Kaffeetassen vor sich. Höfliche Begrüßungen wurden ausgetauscht und Fräulein Holm Mut haben zu. „O richtig!“ sagte die Witwe und wechselte dabei einen Blick mit der anderen Dame, „ich telefonierte gestern mit Ihrer Hausfrau, denn man muß doch eine Auskunft haben. Ich fragte Sie, ob Sie gesund seien, denn Sie sehen so zart aus, und sie antwortete ziemlich undeutlich, daß Sie etwas mit den Nerven zu tun gehabt hätten und einige Zeit fortgeschickt worden wären — aber es war nicht sehr klar. Verhält es sich so?“

Fräulein Holm blickte auf das Teppichmuster hinunter. Sie wußte sofort, daß die beiden Damen die Wahrheit hinter der ausweichenden Antwort der Hausfrau erraten haben mußten. Mußte jemand, der in einer Anfall gewesen war, notwendigerweise ein wildes Angeheuer sein, das jeder Zeit ungerierte Handlungen begehen oder achtbare Leute mit rauen Schreien überfallen konnte? Es schien, die Leute waren dieser Ansicht. Sie fürchteten sich, sie zu beschäftigen.

Die Unterhaltung in dem hübschen Salon, der von hoher Kultur sprach, dauerte nicht lange und als Fräulein Holm wieder auf der Straße stand, blieb sie lange vor einem Auslagefenster stehen und starrte erschöpft hinein, ohne etwas zu sehen. Sie hatte alle Lust, eine neue Stellung zu suchen, verloren. Vielleicht gab es Menschen, die vorurteillos waren. Sie hatte sagen hören, daß es solche gäbe, sie konnte sich jetzt nicht erinnern, in welchem Zusammenhang. Sie wußte auch, daß es ein Büro eigens zu dem Zweck gab, Stellungen für Menschen wie sie zu finden; der Arzt hatte ihr sogar geraten, dorthin zu gehen, wenn sie selbst keine finden könnte; aber sie hatte keine Energie mehr. Sie war der Welt außerhalb des eisernen Tores müde.

Fräulein Holm ging langsam weiter. Jetzt wurden ihre Schritte unterschiedener, als habe sie ein Ziel für ihre Wanderung gefunden. Sie bog nicht an der Ecke zu ihrer Wohnung ein, obwohl der Schlüssel, nach dem sie sich einmal so sehr gesehnt hatte, leichtgewichtig in ihrer Tasche lag. Sondern folgte den Trambahnspalten, die von der Stadtmitte dahin liefen, wo ein freundlicher Lächler die schweren eisernen Torflügel aufschloß. Die dort hatten keine Angst vor ihr, waren gut und aufmunternd, dort verstanden sie, daß ihre Krankheit wie andere Krankheiten war und kein Verbrechen, dessentwegen dem Patienten das Vertrauen seiner Mitmenschen entzogen werden mußte. . .

Im Wartsaal begegnete Fräulein Holm verschiedenen Patienten, die sie kannte. Ein wenig abseits von den anderen stand die graue alte Dame. Sie hob den Kopf und sah Fräulein Holm mit einem etwas melancholischen Lächeln des Wiedererkennens an. Auf dem breiten Treppenhause waren andere, begleitet von Pflegerinnen. Als Fräulein Holm im Wartezimmer saß, schien es ihr, als ob alle diese Gesichter, denen sie eben begegnet war, in eins zusammenschmelzen, aus dem sie zwei ängstlich Augen anfaben. Und in diesen Augen las sie ihre eigene Furcht vor den Menschen draußen in der großen Stadt, alle ihre eigenen Ängste vor einem furchtbaren Schicksal. Aber wenn sie in diese Augen blickte, schien es, als schmolzen ihre eigenen Schmerzen dahin und ein Wunsch, zu helfen und zu verstehen, erwachte in ihr. Dieser Wunsch war stärker als ihre Furcht. Als sie im Zimmer des Arztes stand,ief sie in einfaches, stehendes Lon: „Lassen Sie mich helfen! Das sind meine Brüder und Schwestern, mehr als die Menschen draußen vor dem eisernen Tor.“

Aber der Arzt mit den gütigen, freundlichen Augen sah Fräulein Holm aufmerksam an. Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten vor Begeisterung. „Ich glaube“, sagte er gemessen, „Sie sind noch ein wenig außer sich und müssen noch ein Weilschen bei uns bleiben und sich erholen. Ich glaube nicht, daß Sie sich bereits der Wirklichkeit angepaßt haben.“ Und er läutete der Schwester, um zu fragen, ob Fräulein Holms altes Zimmer frei sei.

Balzac

Als Balzac mit der Postkutsche durch Deutschland reiste, konnte er keine Silbe Deutsch.

Man fragte ihn, wie er denn ausgekommen sei mit seinen nicht vorhandenen Sprachkenntnissen.

„Oh, sehr einfach“, erwiderte der Dichter. „Ich hatte z. B. immer die Postkutsche zu bezahlen, konnte aber nicht einmal das deutsche Geld. Wenn nun der Postillon die Hand aufhebt, so gab ich ihm einen Kreuzer. Dann sah ich ihn ins Gesicht und bemerkte, daß es einen erlauteten Ausdruck hatte. Ein Wien, ich gab ihm einen zweiten Kreuzer. Und beobachtete wieder das Gesicht. Dann einen dritten und wüerten, bis der Gesichtsausdruck des Postillons glänzend vor Freude wurde. Dann merkte ich, daß ich die nötige Summe bezahlt hatte. Selbstverständlich nahm ich ihm dann einen Kreuzer wieder weg.“ K. Mi.

Gegenseitigkeit

Der Dichter Lamotte, der ein Werk „Jnes von Castro“ in sehr schlechten Versen geschrieben hatte, sagte eines Tages zu Voltaire:

„Cure Dodiupus, Meister, ist ein wahrhaft erhabenes Werk. Ich werde es in Prosa umdichten.“

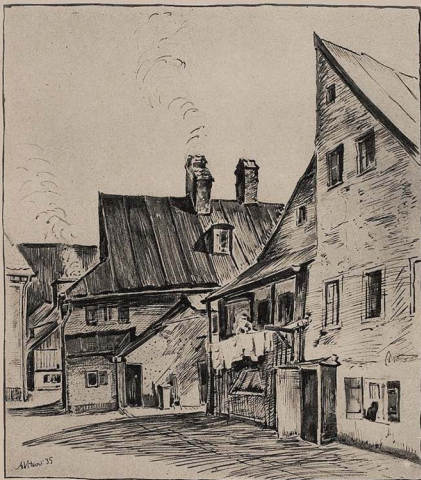
Voltaire gab ihm förmlich zurück:

„Tut das, mein Freund, und ich werde mich erkenntlich zeigen und Cure „Jnes“ in Verse bringen.“ K. Mi.



Mädchen mit Krug

R. Aigner



Aus der Au

Arthur Huber

Das gute Beispiel

Mann: „Ich lese hier in der Zeitung, daß in Amerika ein Dekan eine ganze Stadt in zwei Minuten weggefegt hat.“

Frau: „Was das mal unferem Mädchen vor, die braucht eine halbe Stunde, um nur ein Zimmer zu fegen!“
F. S.

Verlust

Zus eine Gläubiger-Versammlung: „Sollte sich das angegebte Moratorium nicht erndglichen lassen, so ist mit einem sofortigen Verlust Ihres Guthabens zu rechnen. Andernfalls mit einem jäteren!“
F. S.

Der liebe Schwiegersohn

Ein Mann kommt aufgeregt zur Polizei: „Herr Kommissär, Herr Kommissär, meine Schwiegermutter hat sich aufgehängt!“

Kommissär: „Haben Sie sie abgeschritten!“

Mann: „Nein, sie hat ja noch gelebt!“
Ho

Liebe Jugend

Katin ist der Schrecken der Klasse. Katin hat ein Maulwerk wie eine Klappenmühle und ist um keine Antwort verlegen. Neulich wird sie von Lehrer befragt, ob sie in einer Weise, daß der Pädagoge das Buch in die Ecke wirft und aufschreit: „Jetzt ist das Maß voll!“ Worauf Katin erwidert: „Ja, denn Profil!“

Tanzende Nächte über Zanzibar

Von Ernst Hofmeister

Erlebnisse auf einer Zauberinsel

Der Himmel ist ein funkendes Paillettenkleid. Mit chinesischer Lustig ausgefüllt liegt die Weltinsel zwischen Nacht und Degen.

Das Schiff ankert auf offener See, und die Lampen des Hallteers färben das Wasser smaragd.

Eine Völkerschau aus drei Erdteilen rückt in Ruderbooten an. Und die Treppe verfällt in Trümmern.

Auf dem Promenadendeck läßt sich ein indischer Hühneraugenoperateur nieder. Er schneidet — und saugt das qualende Auge mit dem Mund aus. Auch der Schiffsarzt läßt sich von ihm — auf dem Boden sitzend — operieren.

Für sechs Pence fahren wir vom deutschen Boden des Dampfers ans Land des Wunderbaren hinüber —

Die Häuser der Bazargassen schauen zwischen Licht und Schatten. Weiße Wände werden wie lebendig, rücken zusammen, gehen auseinander und sind Ziehharmonikas geworden. Aber noch ohne Melodie...

Wie auf Bestellung zieht der wachsende Nord auf. Bis zur vollen Rundung fehlen fünfzig Pfennig Nachzahlung. Beführer werden zu

Ziffreblättern von Nadimühnen, die des Nachts leuchten. Meine Freundin zeigt ein face dresig Uhr an. Das Licht überdriehet die Zeit... An den Mauern der Höfe lehnen ungenießliche Gestalten. Die Konturen ihrer Leiber sind verschwommen. Sie müssen schon einmal ausgeführt — und dann wieder nachgezogen worden sein. Von Beruf und Neigung sind es Liebesbeisitzer, Märchenzähler, Zauberer und Schlangengelehrter. Das Übersinnliche ihres Gewerbes ist abgeschwimmt. Die Gesichter fallen in die nächste Welt zurück — die Nacht nimmt alle Magie aus ihren Händen und zaubert in eigener Kraft.

Augenärzte haben fliegende Stände aufgeschlagen und prüfen Kurzsichtigkeit über den geträufelten Verkehr der Gasse hinweg. Indische Kaufleute sitzen vor ihren offenen Läden und machen Kaffe. Die Einschreibungen im Hauptbuch sehen wie frisch aufgezeichnete Märchen aus: Ein Maharadscha träumt aus drei Dufend Holzpostoffeln à zehn Schilling. Ihre Vollbärte erinnern nicht an europäische Oberlehrer. Sie haben das samtene Fliesen des Banjos, und selbst die wirren Reste Reis werden noch zu Brahmanen, die im Fluß des Barts heilige Bäder nehmen.

Lären und Loce Jangbars sind nichts als Prunk und Pracht, — aber hinlänglich bekannt und aus Abbildungen in jeder besseren Kunstschrift leicht ersichtlich.

Herzlicher sind die Köpfe, die sich durch ihren Spalt schieben. Fremdes Leben neigt sich unmaßbar auf die tropische Gasse. Sie sind gleichzeitig handgreiflich nahe und doch unendlich fern. Diese Weitenähe überrannt die Bewusstheit bolsgegründeter Portale, die etwa zum Muslimeinlaß abrufen. Und ein lebender Betler zeigt mehr Diesseits und Jenseits auf — als ein eisenbeinredendlicher Käufer.

Wir gehen durch die Nacht von Jangbar. Haben das Herz der Stadt schon durchquert und stehen am anderen Ende. Weiter . . .

Der Boden geht auf und nieder. Pfützen und Kloaken schillen als Schmetterlingsflügel. Aus dem Gemäuer stehen Palmen auf. In zwanzig südlichen Ländern habe ich nicht so das Wesen einer Palme erlebt, wie in dieser Inselnacht. Die Fächer werden gespreizte Finger und greifen schwarz in das verflüchtete Licht hinein. Als Silhouette wachsen sie zur doppelten Größe an. Ihre Stämme stehen wie Frauen am Weg. In den Kronen hängen die Sterne wie billige Land. Die Landschaft schwankt zwischen Mitleid und Unerböten. Geht zur Ablichkeit von Schlafzimmerschreibern über und wird plötzlich wieder gigantischer Knalleffekt der Schöpfung.

Olampfen brennen vor den Lären. Nahe am Hafen leuchteten eckelreife Birnen, am Ende der Stadt brannten Kerzen, und jetzt ruhen nur noch blaue Funken — bis von den Negersdörfern her die Pechfackeln aufleuchten. Wir wandern in einer Nacht durch „die Geschichte des Lichtes auf Erden“.

Beim Orient über Indien geht unser Weg ins Weite der Insel hinein — ins Negersafira.

Da und dort leuchten vor der Wand des Himmels Ballen aus hellen Schein auf. Es zieht wie Jodiatallicht von der Erde hoch.

Gewächse gehen durch die Stille. Ungeometrische Musik tönt . . . Trommeln . . . Bambusflöten . . . Saubelgejänge . . .

Lichter und Löwe verateten die großen Tanzplätze der Negier. Aber das weite Land hin sind diese Plätze versteinert. Eine tropische Insel tanzt . . .

Wir haben das seltsame Glück, kurz vor Amadaman und im Zeichen des Nordostmonsuns das Eiland zu erleben. Es ist zwei Tage vor dem großen Fasten: von Essen und Liebe wird Abschied gefeiert. Und um

diese Zeit treibt der Wind tausende indischer Dhaus mit östlichen Waren und Menschen nach Jangbar. Auf diese Barken, die, wie vor zweitausend Jahren, noch ohne Kompaß und Seelarte, nur nach den Sternbildern steuern, sind alle Jidler, Beludjiden, Araber, Perfer, Schibiri und Somali gestropt. Und mancher Dthan hat schon ganze Flotten dieser Dhaus vom Leben weggepflückt . . .

Dequastirter Lärm rückt näher. Eine schwebende, fahrende und schreiende Mauer aus Menschenleibern bildet die Umzäunung eines schwarzen Tanzplatzes. — Fackeln und offene Feuer beleuchten zusammen mit dem Mond. Und was sich jetzt auf dieser Tanzfläche abspielt, kann weder Wort, Bild oder Film mit und ohne Ton — in einer Ahnung festhalten.

„. . . diese Regentänze heißen Ngomas und sind unter allen Eingeborenen Aquatorialafrikas heimisch . . .“ steht in einem Reisebuch geschrieben. Und alles übrige muß erlebt werden.

Eberholzschwarze Frauenleiber sind mit Maismehl weiß gepudert. Dieser Geizhals macht sie auch ohne alle Bewegung zu erotischen Geispensteinen.

Zehn Trommeln, mehr Flöten und einige hundert Negereckelköpfe erheben sich zum Dachstern. In die Frauenleiber fährt Rhythmus. Sie bewegen sich aus dem Schatten der Hütten ins Licht. Nur Ketten und Fäden von Zierfellen erheben die schlendenden Lappen. In den Händen halten sie Beile und Rohrhaarschwänze.

Um ihre Gelenke klopfen die Schellen klavovise. Und noch zum wildsten Taumel qualmen sie aus ihren Pfeifen, die von den Mundwinkeln herabhängen. Der Halschmuck besteht aus getrockneten Früchten, Glascherben, Eisenkrabben und Amisrot.

Jeder Muskel tanzt und vibriert für sich.

Ihre Brüste sind allein ein Tänzerpaar.

Ein Knäuel von vorzig Leibern weitet sich zum Reigen. Beine treten vor und zurück. In einem dieser Tritte aber liegt halb Afrika verwaht. In diesen Beinen liegt die Fortpflanzung pulsierender Trepeneide und das Leben des Waldes.

Ein Vorjünger heult auf . . . Und der Chor bricht ein. Luft und Boden erzittern. Ein Erdbeben primitiver Lust steigt in die Nacht . . . Die düstere der Tänzerinnen führt zu neuen Figuren an. Schwweiß perlt über die Rücken. Das Tempo wächst und steigt wie ein Fieber . . .

Esperanto

„Wie, Frau Meiers, Ihre Tochter spricht Esperanto?“

„Nu, ich gann Ihnen lachen, ganz ohne Argent, fließend, wäertlich wie so'n Eingeborener.“

Aus Frankfurt

Zum Lebehändler Hirschfeld kam Frau Greeth aus Oberrod. Sie verlangte ein Pferdelos mit der Endnummer 44. Der Händler beschaffte es. Die Fehung fand statt, und Frau Greeth gewann den Vierpänner.

„Jetzt sage Et emol, Frau Greeth, woher wußte denn Sie, daß die Nummer gewinnen muß?“ fragt der Händler.

„Doch will ich Ihnen sagen, Herr Hirschfeld. Ich hab im Traam sinowe Gaaße und sinowe Hännel geseh un bin zur Kartenschlägerin un hab mer den Traam deutet lasse. „Sie müsse die yvooa Zahl mitenammer multiplizierte, hot die gesagt, und e Los kaufe mit der Zahl, die do erst kommt als Endnummer. Und sinowe mol sinowe is doch 44 — multiplizierte muß mer kenne, Herr Hirschfeld!“



Schwarzwaldhaus

Heinz Kistler



Landschaft

Heinz Landgrebe

Bäume und Nebel vibrieren wie elektrische Klingeln. Am ganzen Leib tanzt nur noch der Bauch allein ...

Erzählen und Flöten werden irrsinnig. Die Stämmen fallen in epileptische Anfälle. Über den ballonartig vortretenden Lippen wächst Schaum an.

Die Augäpfel der Zuschauer tanzen mit. Treten über das Gesicht hervor und zwingen sich in den Anstich des Tanzes. Und das Tempo steigt ... Allmählich zucken Leiber, Bäume und Beine nur aus der Not heraus — nicht vor einander als Explosion in die Luft zu fliegen. Alles drängt nach Grenzenlosigkeit.

Über dem Tanzplatz liegt eine Wolke aus Gebröhl, Schweiß und Hitze. Bevor der Mensch platzt, beicht er zusammen. Die schwarze Dreiecke vereibt knirschend. Ich klebe der Vortänzerin einen Schilling auf die nasse Stirn. Sie versucht — mit hochgestellten Augen das Geschenk zu schauen. Und dreht es wie ein Wunder in der Hand. Europäische Zuschauer sind Karikaturen, und daß Tänze der Luft bezahlt werden — Ungeheuerlichkeiten.

Wir gehen zum nächsten Tanzplatz ... zum vierten ... zum sechsten — — — zum zehnten — — —

Die ganze Insel ist ein einziges Podium fetterlicher Verzückung geworden. Länge brechen erschöpft zusammen, um nach einigen Atemzügen wieder aufzulodern.

Zwischen den Tanzplätzen ist die Ruhe der Grasbüten wie Pauken gelegt. Aus Dachvorsprüngen, Palmzweigen und Lehnstühlen zaubert ein Herdfeuer die Mystik von Seitenaltären.

Vor den leisen Klammern sitzen Fiebernde in Fetzen gehüllt — und fröhlich im Wärmestrom der Nacht, der fast vierzig Grad misst.

Über aller Luft schwebt die Malaria tropica. Sie steigt aus den Stämmen und Lämpeln auf, geht durchs Gedächtnis der windarmen Gassen und mischt sich in die Tanzplätze. Und der Freier tanzt mit seiner Krankheit ...

Zwischen zwei Fetzen ertönt Grabgesang. Ein Mensch ist, ungenutzt von taumelnden Willen zu leben, gestorben.

Der tote liegt in der Hütte, und die Gefänge gehen als letzte Fernde durch die Türe ein und aus ...

Wand an Wand, nur durch Bäume und Finsternis getrennt, tanzen Leben und Tod ...

Aus dem großen Osten zieht der Morgen hoch. Im Scheitel der Insel fließen Nacht und Tag ineinander.

Janzibar tanzt noch immer.

Für sechs Pence fahren wir wieder auf deutschen Boden zurück.

Und in der Türkisbläue des Jüdischen Ozeans erfaßt die tanzende Nacht. — — —

Poesie und Prosa

Karl Muck, der bekannte Dirigent der Bayreuther Festspiele leitete die Probe zu „Parsifal“. Oben auf der Bühne standen die „Blumenmädchen“ und sangen: „Ich dufte süß, ich dufte süßer!“

Da klopfte Muck ab und sagte zu einer der obenstehenden Sängertinnen:

„Wie süß Sie duften mein Fräulein, kann ich ja leider von hier aus nicht feststellen, aber auf jeden Fall haben Sie einen Achtelstakt zu früh geduftet.“

Amerika

„Wiesel berechnen Sie für eine Ledersackzeit?“ fragte die Witwe im amerikanischen Feinlingkontor. „Ein Dollar für 5 Millimeter“ war die Antwort. „Dann muß ich es wohl bleiben lassen“, meinte sie bekümmert. „Jehn war einen Meter achtzig groß!“

Wie der Herr ...

Man fragte den Diener Gagliostro, des großen Schwindlers, ob es wahr sei, daß sein Herr dreihundert Jahre alt sei.

Der Diener trachtete sich die Nackenfalte und erwiderte:

„Das kann ich so genau nicht sagen, ich bin erst hundert Jahre in seinen Diensten.“
K. Mi.

PROTEKTION

VON A. P. TSCHECHOW

Sjedor Petewitsch, Schuldirektor in einem Städtchen des Nordrussischer Gouvernements, der von seinem außerordentlichen Geschäftstüchtigkeit, sein überzeugt war, ließ eines Tages den Lehrer Wrenemstj in seine Kanzlei rufen.

„Der Kollege“, sagte er, „Ihre Pensionierung ist unaufschiebbar. Mit einer Stimme wie die Ihre kann der Unterricht wirklich nicht weiter stattfinden. Sagen Sie, wiejo haben Sie Ihre Stimme verloren?“

„Durchs kalte Bier, bitte, ich war erhitzt, trank ein Glas kaltes Bier... und bekam einen Kehlkopfkatarrh mit Stimmbänderlähmung“, entgegnete der Lehrer mit pfeifender Stimme.

„Das ist wirklich sehr traurig. Erst vierzehn Jahren unterrichteten Sie an unserer Schule und nun kommt plötzlich ein solch unliebbarer Zwischenfall. Es ist wirklich tragisch, eine Kleinigkeit bloß, und — sie kostet die Karriere. Was beabsichtigen Sie nun zu unternehmen?“ Der Lehrer schweig lange.

„Haben Sie Familie?“ fragte der Direktor.

„Eine Frau und zwei Kinder“, erwiderte Wrenemstj mit seiner pfeifenden Stimme.

Es wurde still. Der Direktor erhob sich von seinem Tisch und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich mit Ihnen beginnen soll“, sagte er. „Lehrer können Sie nicht bleiben... die volle Pension haben Sie aber noch nicht erreicht... nun soll ich Sie der Laune des Schicksals preisgeben, — das ist sehr unangenehm! Wie alle haben Sie sehr gern, vierzehn Jahre lang haben Sie hier bei uns

gewirkt... ich weiß, es wäre unsere Sache, Ihnen an die Hand zu gehen. Wie sollen wir Ihnen aber helfen? Was kann ich für Sie tun? Verschonen Sie sich einmal in meine Lage und raten Sie mir!“

Wieder wurde es still; der Direktor sehte

DER GLÜCKLICHE

Von Peter Iher

Ich singe dieses kleine Lied dem Bauersmann Johannes Schmid, den wir in jeder, der ihn kennt, schlicht und vertraulich Hannes nennt.

Wie kommt es, daß ihn jeder mag? Sein Leben ist ein Lusttag. Nichts ist, das ihn entmenschen kann. Des Daseins Fülle spricht ihn an.

Dem Apfelbaum, der bunten Ruh, selbst dem Finanzamt lacht er zu, und Gott, der ihm zu Häupten wohnt, belohnt sich, wenn er ihn belohnt.

Fünf Kindern, wohlgepflegt und fein, ward Aufricht, so wie er zu sein und wie die Ehefrau Babett: Sich selbst genügend, froh und nett.

So fliegt das Glück in seinem Haus gleichwie die Schwärme ein und aus, und jedes Unglück, das ihn mild, ist vielfach Glück dem Hannes Schmid.

seine Zimmerpromenade fort und überlegte, Wrenemstj war ganz niedergeschlagen; auch er saß grübelnd da.

Plötzlich hellte sich das Gesicht des Direktors auf.

„Daß mir das nicht schon früher einfiel!“ rief er aus. „Lassen Sie aus; etwas kann ich tun, wenn Sie damit einverstanden wären. Nächste Woche geht der Sekretär des Kaiserhauses in Pension. Für diese Stelle könnte ich Sie vorschlagen!“

So viel Güte hatte Wrenemstj gar nicht erwartet; sein Gesicht strahlte vor Glückseligkeit.

„Also abgemacht!“ sagte der Direktor. „Reichen Sie noch heute Ihr Gehalt ein.“

Als Wrenemstj fort war, fühlte sich der Direktor geradezu erleichtert; er empfand sogar irgendein wohliges Gefühl, daß er nicht mehr die gebeugte Gestalt der beiseiten Lehrtafel vor sich sehen sollte. Er war überzeugt, durch die Besetzung der vakanten Stelle mit Wrenemstj gerecht, gewissenhaft und gut gehandelt zu haben; dieses Bewußtsein tat ihm sehr wohl.

Seine gute Stimmung hielt aber democh nicht lange an. Als er sich daheim zum Mittagessen setzte, rückte seine Frau Nastja Wrenemstj plötzlich mit folgendem Anliegen heraus:

„Nichtig, ich hätte fast vergessen“, sagte sie. „Gestern war Nina Sergejewna bei mir und bat mich um deine Protektion für einen jungen Mann. Im Kaiserhaus soll nämlich eine Stelle frei werden.“



Unter der Brücke

Heinz Landgrebe

Das wählende Leben

Ein Licht erlosch,
ein andres brannte auf.
Die Stunde floh
und eine andre kam,
die alles Alte
billig mit in Kauf
und dennoch gütig
in die Arme nahm.
Ein Tag verging,
verdunkelt von der Nacht,
die lange wählte,
ohne Mond und Stern;
und alles was der Tag
mir zugebracht
entrückte jäh
und stand wie Gott so fern.
Und stand so fern,
und stand wie Gott so nah,
und ward ein Morgen
schön und lichterfüllt,
und hat sich wieder
eh ich's wirklich sah
in sein Geheimnis
sorgsam eingehüllt.
Was Licht, was Tag,
was Morgen, Lust und Leid
mir immer schenkten
blieb als Wunder groß,
und sprach mich lächelnd
vor der Ewigkeit
jedweder Schuld
und jeder Bürde los.

Arnold Weiß-Rüthel



Bildnis

Paul Brachetti

„Ja, aber der Posten ist bereits vergeben“, entgegnete der Direktor ernst. „Auch könntest du schon wissen, daß es bei mir niemals eine Protektion gibt.“

„Ich weiß es, aber mit Nina Sergejewna sollte man doch eine Ausnahme machen. Sie liebt uns wie ihre eigenen Angehörigen und wir haben ihr noch niemals eine Gefälligkeit erwiesen. Schläge ihr diese Bitte ja nicht ab, denn damit beleidigst du nicht mich, sondern sie und ihren Gemahl.“

„So? Und wen empfindet sie?“

„Poleuschin.“

„Wer ist dieser Poleuschin? Ach so, jener eingebildete Caffé, der zu Neuzhär in Kasimo aufgetreten ist? Nein, niemals!“

„Aber warum nicht?“

„Begreife doch, mein Lieb, wenn ein junger Mann nicht den geraden Weg einschlägt, sondern durch Vermittlung von Damen sein Glück sucht, dann ist er auch schon allein aus diesem Grunde ein elender Mensch. Warum ist er nicht selbst zu mir gekommen?“

Nach dem Essen legte sich der Direktor ein wenig auf den Divan, um die Zeitung und die eingelaufene Post zu lesen.

„Lieber Fedot Petrowitsch!“ schrieb die Frau des Bürgermeisters. „Sie haben mir einmal gesagt, daß ich eine gute Menschenkennerin sei und in den Seelen der Leute zu lesen vermag. Nun hätten Sie Gelegenheit, diese meine Eigenschaft praktisch zu erproben. In den nächsten Tagen wird ein Herr namens K. M. Poluschin zu Ihnen kommen, um Sie um die Sekretär-

stelle des Waisenhauses zu bitten. Ich halte ihn für einen sehr braven, geistreichen jungen Mann. Wenn Sie ihm Ihre Gunst angezeihen lassen wollten, würden Sie sich alsbald davon überzeugen, daß...“ und so weiter.

„Um keinen Preis!“ erklärte der Direktor zu sich selbst. „Gott bewahre!“

Von da an verfrüht kein Tag, wo er nicht einige Zuschriften erhalten hätte, in denen ein gutes Wort für Poleuschin eingelegt wurde.

Eines Tages sprach Poleuschin selbst bei dem Direktor vor; er war ein glattstirniger junger Mann mit einem Güngersicht und trug einen neuen schwarzen Anzug.

„In dienstlichen Angelegenheiten empfinde ich nicht Dabäin, sondern mir in meiner Kanzlei“, sagte der Direktor unmutig, nachdem er die Bitte des Besuchers angehört hatte.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Direktor, unsere gemeinsamen Bekannten haben mir aber geraten, Sie nicht in der Kanzlei, sondern hier aufzusuchen.“

„Hm“, brumpte der Direktor und betrachtete abgählig die lehmtonernen Schuhe des jungen Mannes. „Gewiß mit bekannt ist, besitzt Ihre Vater ein beträchtliches Vermögen und auch Sie ledern seine Diet. Ich weiß nicht, warum ausgerechnet Sie diese Stelle begehren. Die Besoldung wird nur gering.“

„Mir geht es ja auch gar nicht um die Besatzung... aber... es ist ja doch eine — Staatsstellung.“

Der Direktor schäumte vor Wut:

„So. Ich bin überzeugt, Sie haben in einem Monat diesen Posten fast bekommen und lassen ihn dann stehen. Es gibt aber andere, denen der Posten eine Unterstufe fürs ganze Leben bedeutet. Es gibt arme Leute, denen...“

„Ich werde der Arbeit nicht überdrüssig werden“, unterbrach ihn Poluchin. „Auf mein Ehrenwort: ich werde mich bestreben.“

„Schauen Sie“, fragte der Direktor mit verächtlichem Lächeln, „warum haben Sie sich nicht direkt an mich gewendet? Wozu war es nötig, erst die Damen zu belästigen?“

„Ich wusste nicht, daß Ihnen das unwahrscheinlich ist“, erwiderte Poluchin. „Wenn Sie aber auf die Empfehlungsschreiben keinen Wert legen, kann ich auch mit einem Zeugnis dienen...“

Er zog aus seiner Tasche ein amtliches Dokument hervor und überreichte es dem Direktor.

Das Zeugnis war mit Handschrift in amtlicher Sprache abgefaßt und vom Gouverneur unterfertigt. Es war klar ersichtlich, daß dieser das Schriftstück nicht gelesen, sondern es ganz einfach unterschrieben hatte, um irgendeine zu dringliche, hochstehende Dame loszuwerden.

„Schön“, sagte der Direktor und gab dem eleganten Herrn das Zeugnis zurück. „Reichen Sie morgen Ihr Gesuch ein...“

Poluchin ging, der Direktor aber blieb mit einem Gefühl des Ekels zurück.

„Zum Teufel!“ sagte er zübelnd und ging im Zimmer auf und ab. „Er hat ja doch erreicht, was er wollte, dieser herausgeputzte Stutzer, dieser Günstling der Damen!“

Jedoch Petrovitsch blickte hoheitsvoll auf die Tür, durch die Poluchin eben verschwunden war; er wurde aber sofort verlegen, denn im nächsten Augenblick trat wieder eine Dame zur Tür herein, die Frau des Finanzdirektors.

„Nur einen einzigen Augenblick, mein Lieber“, begann die Dame. „Sehen Sie sich und hören Sie mich ruhig an; heute oder morgen wird Sie ein junger Mann aussuchen, ein ge-

wisser Poluchin; wie ich weiß, ist im Waisenhaus eine Stelle frei geworden...“

Die Dame zwischerte, der Direktor aber betrachtete sie ganz verwirrt, wie jemand, der einer Ohnmacht nahe ist; aber er lächelte zuvorkommend.

Als am nächsten Tag Wrennitsky in der Kanzlei erschien, wußte der Direktor lange nicht, wie er ihm die Wahrheit beibringen sollte. Er war höchst verlegen. Am liebsten hätte er den Lehrer um Verzählung gebeten und ihm alles erzählt, aber er brachte nur lallende Leute, wie ein Betrunkener, hervor; seine Ohren glühten. Pöschlich wurde er ärgerlich und unmutig, weil er seinem Untergebenen gegenüber in eine so sehr lächerliche Lage geraten war; er schlug mit der Faust auf den Tisch, sprang vom Stuhl auf und begann wie wütend zu schreien:

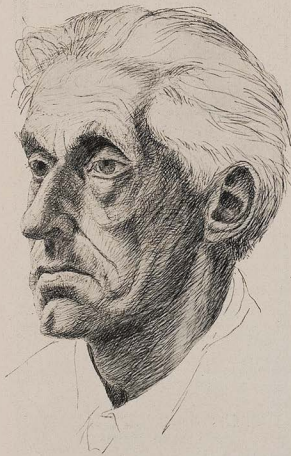
„Ich habe für Sie keine Stelle! Nein, und nochmals nein! Bitte mich zu verschonen! Danken Sie mich nicht! Konnen Sie wie nicht fortwährend auf den Hals, lassen Sie mich schon endlich in Ruhe!“

Und er eilte aus der Kanzlei hinaus.

VATER UND ICH

Von Pär Lagerkvist

Ich erinnere mich eines Sonntag-Nachmittags, als ich ungefähr zehn Jahre alt war, wie mein Vater meine Hand nahm und wie zu einem Spaziergang in den Wald gingen, um die Vögel singen zu hören. Wir winkten der Mutter Lebewohl, die daheim blieb, um das Abendessen herzurichten. Die Sonne war strahlend und warm, als wir fröhlich dahinschritten. Wir nahmen diesen Vogelklang nicht zu ernst, als wäre er etwas Besonderes oder Ungewöhnliches. Wir waren vernünftige Leute, Vater und ich. Wir waren an den Wald und die Tiere darin gewöhnt, also machten wir kein Aufhebens davon. Es war nur eben ein Sonntag-Nachmittag und Vater hatte frei. Wir gingen den Schienenstrang entlang, wo andere Leute nicht gehen dürfen, aber Vater gehörte zur Eisenbahn und hatte ein Recht dazu. Und auf diesem Weg kamen wir unmittelbar in den Wald und brauchten keinen Umweg zu machen. Es war so ein amnuttiger Duft überall. Der moosige Geruch dampfte ein wenig, weil die Sonne darauf schien. Überall war Leben und Wärme. Hummeln flogen aus ihren Löchern, Mücken gaukelten, wo es dünnlich war. Die Vögel schossen aus dem Gebüsch hervor, um sie zu fangen und landeten dann wieder darin unter. Pöschlich kam ein Junge dahergebraust und wie anstufen die Böschung hinunter. Vater begriffte den Lokomotivführer mit zwei an seinen Sonntagshut gelegten Fingern: der Lokomotivführer dankte und winkte mit der Hand. Als wir unseren Weg auf den Schwellen fortsetzten, die im Sonnenlicht Leer auswichelten, war die Luft erfüllt von einem Geruch nach Maschinenöl und Mandelblüten, Leer und Hederauf, alles durcheinander. Wir machten große Schritte von Schwelle zu Schwelle, um nicht zwischen die Steine zu treten, auf denen sich schlecht gehen ließ und die unsere Schuhe aufarbeiteten. Auf beiden Seiten der Strecke standen die Telegraphenmasten; sie fangen, als wie an ihnen vorbeikommen. Ja, es war ein herrlicher Tag! Der Himmel war vollkommen klar. Nicht eine Wolke war zu sehen: es konnte ganz einfach keine da sein an einem solchen Tag, nach dem, was Vater sagte. Nach einer Weile kamen wir zu einem Hagerfeld auf der rechten Seite des Damms, das ein Bauer, den wir kannten, umgebrochen hatte. Der Hager war dicht und hoch gewachsen. Vater schaute ihn mit Remerblick an und ich merkte, daß er befriedigt war. Ich verstand nicht viel von derlei Dingen, denn ich war in der Stadt geboren. Dann kamen wir zu der Brücke über den Bach, der meistens nicht viel Wasser führte, jetzt aber schäumte es darin. Von dort war es nicht weit zu der kleinen Behausung des Schenkmeisters, die ganz im Grünen verborgen war. Wir kehrten ein, um einen Besuch zu



Portrait

Andreas Beer

machen und sie boten uns Milch an. Wir besichtigten die Schreine, die Hüßner und die Dösbäume, die in voller Blüte standen, und dann gingen wir weiter zum Fluß, denn dort war es hüßlicher als irgendwo sonst. Es war etwas Besonderes am Fluß, denn weiter stromauf stieß er an Vaters Geburtshaus vorbei. Es war nicht weit bis zur nächsten Station, aber wir gingen nicht dorthin. Vater überzeigte sich nur eben, ob die Zerkleinerung richtig gefüllt waren. Er dachte an alles. Wir machten beim Fluß halt, wo er breit und freundlich dahinfließ und die dichtschleuderten Bäume an den Ufern sich in dem ruhigen Wasser spiegeln. Wir kletterten zur Höhe hinaunter und Vater zeigte mir die Fischstellen. Als er ein Junge war, pflegte er dort auf den Steinen zu sitzen und den ganzen Tag lang auf Vorfische zu warten. Oft bekam er nicht einen einzigen Anbiß; aber es war eine ergößliche Art, den Tag zu verbringen. Jetzt hatte er nie mehr Zeit. Wir spielten eine Weile am Flußufer herum, warfen Köndestüde hinein, welche die Stedonung entführte, und schleuderten Steine, um zu sehen, wer am weitesten werfen konnte. Wir waren von Natur sehr lustig und munter, Vater und ich. Nach einer Weile fühlten wir uns ein wenig müde. Wir machten uns uns wieder auf den Heimweg.

Dann begann es dunkel zu werden. Der Wald war verwandelt. Wir beilieten uns. Vielleicht wurde Mutter ängstlich und wartete mit dem Abendessen. Sie fürchtete immer, daß etwas geschehen könnte, wenn auch nie dergleichen eintrat. Das war ein herrlicher Tag gewesen. Alles war genau so gewesen, wie es sein sollte. Es wurde dunkler und dunkler und die Bäume waren so seltsam. Sie standen da und lauschten auf das Geräusch unserer Fußstapfen, als wüßten sie nicht, wer wir seien. Unten einen von ihnen war ein Olivbaum. Er lag dort unten im Dunkeln und starrte uns an. Ich nahm Vaters Hand fester, aber er schien das fremdartige Licht nicht zu bemerken; er ging einfach weiter. Es war ganz dunkel, als wir zu der Brücke über den Fluß kamen. Der Brause unter uns, als wollte er uns verschlingen, und der Boden schien sich unter uns aufzutun. Wir gingen vorsichtig auf den Schwellen weiter und hielten uns fest bei den Händen, um nicht zu fallen. Ich dachte, Vater würde mich heimübertragen, aber er sagte nichts davon. Ich glaube, er wollte, daß ich so sei wie er und nichts dabei dächte. Vater war so ruhig in der Dunkelheit, er ging mit gleichmäßigen Schritten, ohne zu sprechen. Er dachte seine eigenen Gedanken. Ich konnte nicht verstehen, wie er so ruhig sein konnte, wenn alles so gespenstlich war. Ich sah erschrocken um mich. Ringsum war nichts als Finsternis. Ich wagte kaum tief zu atmen, denn dann dringt die Finsternis in einen und das war gefährlich, dachte ich. Man mußte bald sterben. Ich erinnere mich recht gut, damals so gedacht zu haben. Der Bahndamm flog steil an. Er endete in schwarzer Nacht. Die Telephonmasten ragten gespenstlich zum Himmel, sie suminten tief unendlich, als ob jemand weit unter der Erde spräche. Es war alles so gruselig. Nichts war wirklich, nichts natürlich, alles schien ein Geheimnis. Ich schmiegte mich enger an Vater und flüsterte: "Warum ist es so gruselig, wenn es dunkel ist?"

"Nein, Kind, es ist nicht gruselig", sagte er und nahm fester meine Hand.

"D doch, Vater!"

"Nein, du mußt etwas nicht denken. Wir wissen, daß es einen Gott gibt, nicht wahr?"

Ich fühlte mich so allein, so verlassen. Sonderbar, daß nur ich mich fürchtete und Vater nicht. Sonderbar, daß wir nicht das Gleiche dabei fühlten. Und es war noch sonderbarer, daß das, was er gesagt hatte, nicht half, daß es mich nicht aufhören ließ, Angst zu haben; nicht einmal das, was er von Gott gesagt hatte. Der Gedanke an Gott gab einem auch ein gruseliges Gefühl. Es war gruselig zu denken, daß er überall hier in der Dunkelheit war, dort drüben unter den Bäumen und in den Telephonmasten, die so suminten — daß er vermutlich überall war. Aber trotzdem konnte man ihn nie sehen.

Wir gingen schweigend weiter. Mein Herz war zusammengeknüpft, als sei die Dunkelheit eingedrungen und lasse darauf. Dann, als wir an eine Biegung kamen, hörten wir plötzlich einen Lärm hinter uns. Wir wendeten uns unseren Gedanken aufgeschreckt. Vater setzte mich den Damm hinunter und hielt mich umschlingend und ein Zug rasste vorüber — ein schwarzer Zug. Die Lichter waren in allen Wagen ausgelöscht, als er an uns vorbeifliehte. Was konnte das sein? Jetzt war kein Zug fällig. Wir starren erschrocken nach. Der Dampfschlund in der großen Lokomotive, wo sie Kohlen hinein schaufelten, röchelte und die Funken flogen in die Nacht hinaus. Es war schauerlich. Der Lokomotivführer

stand bleich und unbeweglich da, mit so seltsam steinernen Blick im Lichtschein. Vater kannte ihn nicht — wußte nicht, wer er war. Er schaute nur geradeaus, als führe er hinein in die Dunkelheit, tief in die Dunkelheit, die kein Ende hatte.

Ich zitterte am ganzen Leib. Das hatte mir gegolten — mir zur Warnung. Ich erriet, was es bedeutete. Es war der ganze Schrecken, der mich erwartete, all das Unbekannte; alles, von dem Vater nichts wußte und vor dem er mich nicht schützen konnte. Es war, wie die Welt für mich sein würde und das seltsame Leben, das ich leben mußte, nicht wie das von Vater, in dem jedermann bekannt und vertrauenswürdig war. Es war keine wirkliche Welt, oder ein wirkliches Leben. Es stürzte mir eben brennend in die Dunkelheit, die kein Ende hatte...

In den Buchhandlungen und
einzelnen Unterzeichnerstellen ist zu
haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönlicher Verbindung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mit Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Vallonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatzch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Altes und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind abschließlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat hier in Jahre 1931 zu San Remo ausgezeichnet zur Ehrenrettung einer verkommenen Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Seans Seib Humor in Versen

Ein Vortragsgedicht für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen besonders Erfallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Sirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10



„Warum sind Sie mir eigentlich bis jetzt nachgegangen?“
„Dasselbe frage ich Sie.“

Das Mädchen vor dem Ring

Starke Männer machen nun mal Eindruck auf schwache Frauen. Was nicht es da uns 120pfündigen, daß wir verwirrende Komplimente zu machen verstehen, die nicht in jedem Repertoire zu finden sind, daß wir von jedem Hauptstädten Europas einiges mehr als nur die internationalen Ereignisungsverläufe und renommierten Speiserautaurants aufzuzählen wissen und überhaupt schlau genug sind, um einigermaßen fließend konversieren zu können.

Ja, wenn man auch so gebaut wäre wie die Schwergewichtler, deren Bilder seit einigen Tagen in den Schaufenstern unserer Sportgeschäfte hängen! Wer auch solche gewölbte Arme aufzuweisen hätte, mit Schultern und Nacken imponieren könnte, auf denen bequem ein Meßsack abgestellt werden dürfte!

Die schwersten Ringer des Bezirkes sollten sich mit einigen auswärtigen Konkurrenten messen. Hauptpreise standen die Buben vor den Kästen. Der einzige konnte schon alle

Namen und Gewichte. Aber auch die Mädchen blieben nicht unbeteiligt. Zwar nur im Vorübergehen und scheinbar nur gelegentlich fiel ihr Blick, wohl ein wenig erschauernd vor so viel männlicher Kraft, auf die Bilder.

Auch unsere Haustochter Elfe, das unverheiratete Kind eines Schwabers aus dem Lande, das uns schon öfter überreicht hatte durch unbesangene Betrachtungsweise natürlicher Vorgänge, war stark beeindruckt und beim Mittagessen erklärte sie zum Entsaunen meiner Frau, daß sie die Vorfstellung besuchen möchte. Also wurde ich zu ihrer Begleitung abgedrängt. So saß sie denn am Abend strahlend und etwas deplaziert unter lauter Männern vor dem Ring.

Die ersten Kämpfer, die nur das Programm füllen mußten, wurden hingenommen wie der Beifall im Kino und konnten Elfes Ansehen offensichtlich nicht genügen. — Endlich kamen die beiden Hauptakteure in die Arena mit würdevollem Gang, ein wenig schwer an ihrer geballten Kraft tragend, einer hinter dem andern.

Jetzt war sie ganz benehmen und ganz konzentriert. Daraus entging ihr auch das schädelnde Gelächter, das sie auslöste, als sie mich aufgeregt am Armel zupfte und lauter als für eine junge Dame schäfflich war, ausrief: „Sieh doch, Duffel, sieh doch die Muskelatur des hinteren!“ — Nie wieder gebe ich mit meiner Nichte vor den Ring!

Die Taufsuppe

Die Jungen katholischen Theologen werden bekanntlich in Seminaren ausgebildet. Sie leben dort interniert. Das soll Körper und Geist in gleicher Weise gut bekommen. Die Mahlzeiten dürfen nicht allzu üppig sein: plenus venter studet non libenter, und bis zum Prälatenbündlein ist's noch Zeit. So kommt es, daß die Suppe oft recht wenig Fettungen hat und die Portionen die asterischen Bedürfnisse der jungen Leute übersteigen.

Einer der Dozenten war bekannt durch sein Bestreben, seine Schüler besonders für Grenzfälle der Praxis vorzubereiten. Er examinierte gerade das Kapitel „Läuse“. Es wäre möglich, meinte er, daß einmal kein Wasser aufzutreiben sei. Da man in einem solchen Falle mit Suppe die Notaufse spenden könnte?

„Es kommt darauf an“, sagt zögernd der Kandidat, „ob's Suppe vom Seminar ist.“

Geld im Hause

„Was, du hast nicht enal zehn Mark im Hause? So etwas kommt bei mir nie zwe!“

„Schneide doch nicht so auf!“

„Tatsache! Ich wohne doch in einem Bankgebäude!“
Mi

Attraktion

„Ich kann meinen Mann um den Finger wickeln!“

„Aber das ist doch eine fabelhafte Varietésnummer! Damit löst sich eine Menge Geld verdienen!“
Mi

Die Kleinbahn

„Heute hat es aber der Lokomotivführer zick!“

„Kein Wunder! Er hat die Wäsche seiner Frau im Dampfgefäß!“
Mi

Aussprache

„Die Natur bildet doch immer nur schöne Geometrien!“

„Ja, da sieh dir mal meine Frau an!“
Mi

Wer von schönen und gesunden
Zähnen spricht, denkt an

Chlorodont

Schwäche, Verrottung & Blüher heilbar, 25 Jahre
Erfahrung. Erhält überall. Ausverkauft
Schick a. Probe versenden pag. 24 Pf. Porto. Inventar
Chemiker Karsbach, Berlin-Wilmersd. 101 Postfach 2.

Hedwig Rohde: „Das dunkle Herz“. Roman. (S. Fischer, Berlin.)

Hier Stellung zu nehmen, heißt sich auseinandersetzen nicht allein mit dem psychologischen Roman als Gattung, sondern, zuletzt und im Grunde, mit der Psychologie als Lebensanschauung überhaupt, und das zwar in genau dem gleichen Sinne, wie vergleichsweise eine Auseinandersetzung mit Spengler eine innerliche Selbstprüfung über das Verhältnis zu den Menschen notwendig bedeutet. Wenn hier, in Hedwig Rohdes sorgfältig, ehrlich und genau geschriebenen Roman, eine Frau, in dunkler geistlicher Verwirrung, das Kind der Schwester tötet, stehen wir unmittelbar vor der Frage nach der allgemeinen und eigentlichen Natur des Menschen, wobei wir uns nicht einmal so sehr an Nietzsches „Blonde Bestie“ zu denken genötigt sehen, denn ihm wäre es ja nie in den Sinn gekommen, daß diese Hypothese etwas biologisch Beweisbares sei, — als wir also nun doch an Spenglers Definition uns erinnern müssen, die bekanntlich platterdings besagt, und naturwissenschaftlich zu beweisen sich unterläßt, daß der Mensch ein Raubtier sei. Vor dieser Fragestellung, die immerhin eines der wenigen grundlegenden Prinzipien unseres Daseins berührt, tritt der Roman als Kunstwerk fast ein wenig zurück, obgleich er es in hohem Maße ist, geschlossen, plastisch, klar und sehr episch in der Zurückhaltung persönlicher Wertungen.

Carl Conrad.

A. J. Cronin: „Die Sterne blicken herab“. Roman. (Paul Zsolnay, Wien.)

Wir können in Deutschland von Cronin drei große Romane „Der Tyrann“, „Drei Lieben“, „Das Haus der Schwäne“, aber sein letztes Werk „Die Sterne blicken herab“ übertrifft zweifellos jene anderen an Bedeutung, Substanz und Lebendigkeit. Eine bewegte Handlung, getragen von einer phantastischen Fülle von Gestalten, umfaßt die ganze soziale und politische Geschichte Englands in den letzten vierzig Jahren. Alles ist Realismus, der Kollaudenst der Bergbaugelände, die sozialen Gegensätze, und alles ist zugleich, wunderbarerweise, Kunst, voll Geist, Phantasie und Buntheit, — ein erstaunliches und hinreißendes, durchaus englisches Buch.

Carl Conrad.

Joseph Conrad: „Spannung“. Roman. (S. Fischer, Berlin.)

Ein Roman ohne Ende, — in einem doppelten Sinn, denn wenn Conrad selbst einmal zu André Gide sagte: „Ich glaube, ich werde niemals damit fertig“, so mußte er dieses Werk tatsächlich als Fragment zurücklassen, als es gerade bis zu einer Stelle gediehen war, einer seltzam profunden und vielsichtigen Szene, die nun in der Tat die letzten in Joseph Conrads Romanwerk geblichen ist. Was vorliegt: ein Handlungsablauf in 24 Stunden, von erstaunlicher, fast grazioser Transparenz, kreisend um den unsichtbaren Mittelpunkt, den „Spannungsfaktor“, — Napoleon auf Elba. Die Umwelt, das Mittelmeer, war, wir wissen es, ein besonderes, tief abenteuerliches Erlebnis des jungen Conrad; im „Goldenen Pfeil“ fand es schon einmal Gestaltung. Alles in allem: letzte Meisterschaft und Askese der Architektur, des Stils, der Menschengestaltung; — Kritik wäre Verneinung.

Carl Conrad.

Neues aus England.

Das Interesse für Lyrik ist plötzlich wieder sehr rege, — in erster Linie natürlich ist W. B. Yeats zu nennen. „A Full Moon in March“ heißt die Sammlung seiner neuesten Gedichte, phantastisch und blühend wie je. Aus der Unmenge von Romanen sei auf D. L. Murrays „Regency“ verwiesen, der die Entwicklung und Folge von vier Generationen umfaßt, bei raffiniert konstruierter Handlung, — ein ausgesprochener Publikumsverfolg. W. S. Maugham legt einen Essay-Hand vor: „Don Fernando, or variations on some spanish themes“, eine Anzahl geist- und humorvoller Betrachtungen über Themen aus dem Spanien des goldenen Zeitalters, über de Vega und Cervantes nebst Schwester, von deren Leichtfertigkeit der Dichter des Don Quichote lebte, und über den steinernen Gast im Don Juan-Motiv. Das alles ist sehr prägnant und geschickt entwickelt, mit einer Menge neuer Ideen. Mit besonderem Nachdruck sei auf Joseph Conrads „The Mirror of the Sea“ (als Albatros-Buch auch in Deutschland erhältlich) hingewiesen, die letzte Beichte des großen Seemanns und Dichters, die Quinzensenz seiner Erfahrung im Umgang mit Schiffen, Docks, Flüssen, Anker, Kapitänen, Stürmen und — in allem und über allem, der See, die er, wie jeder, der sie wirklich kennt, weder liebe noch haße, denn: „The sea — this truth must be confessed — has no generosity“. Jedoch, das Erlebnis ihrer furchtbaren und heimtückischen Macht kann nicht ihrer Faszination auhellen, ihrer Herausforderung vermag das wahrhaft Männliche sich nicht zu entziehen. Erschüttert legen wir dieses Buch, diese letzte, rückhaltlose Beichte Joseph Conrads, aus der Hand, aber auch ermuntert, bestärkt in der Ruhe und Genauigkeit und Beständigkeit, die unser tägliches Werk von uns allen fordert.

Carl Conrad.

Ludovico Ariosto, der große italienische Dichter, hatte sich in seinem Alter ein kleines Landhaus bauen lassen. Seine Freunde fragten ihn, warum er, der doch in seinen Werken so viele herrliche Paläste und Schloßer beschrieben hätte, sich mit einem so armseligen Haus begnüge. Ariosto erwiderte:

„Weil es leichter ist, Wörter aufeinanderzuhäufen als Strine.“

K. Mi.

Man sprach in der Gesellschaft von einem Mann, der seine Frau verfallen hatte, weil sie ihn nicht erlaubte hatte, sein Kind zu küßen. „Das Herz einer echten Mutter“ jagte Strindberg ferkalbfisch. „Eherlich wollte sie nicht, daß ein fremder Mann es küßen sollte!“

Ein Bekannter fragte einmal Josef Hellmesberger, der einst erster Konzertmeister in der Wiener Hofoper, später Direktor des Konservatoriums und Primus des nach ihm benannten berühmten Streichquartetts war, welchen Weg er nehme, um ins Konservatorium zu gehen. Hellmesberger erwiderte: „Entweder geh' ich über'n Rennweg oder renn' ich über'n Gehweg!“ (Der Rennweg ist eine belebte Straße in Wien).

Ein fremder Pianist, der sich Hellmesberger einmal auf der Straße angeschlossen, hatte unangenehme Eigenschaften, die Hellmesberger zum Klavier hatte. Förmlich aufsatmend sagte er, nachdem ihn der Mann verlassen hatte:

„Mit dem geh' ich nimmer, der rieht aus'm Mund durch die Nas'n von der Füß.“

Sobeen erschieen:

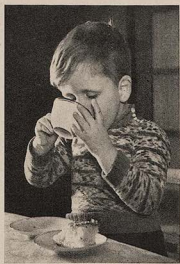
Michel Vomland
Der Hupfinger Wasfl
geht zum
Bauerntheater
Preis M. 2.—

Ein lustige Geschichte aus den bayerischen Bergen, frisch erzählt und stark geschrieben, die jeden, der auf Reisen über in der Sommerfrische mit der bayerischen Landschaft in Verbindung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehmste unterhalten wird.

Es ist die Geschichte eines lustigen Sommerfestes, das durch Einbezug in den Bohnenverkehr eine schnell aufblühende Sommerfeste wird mit Bärenmusik und sonstigen Dumm und Witz einer Fremdenstation. Die Bärenreigen sind sehr geschätzt wie es nur einer kann, der bauernd mit ihnen in Verbindung ist.

Ein Geschenkbuch von besonderer Art! Zu beziehen durch den Buchhandel und den
G. Sirth Verlag, München, Herrnst. 10





Knipst Bildreihen!

Indem wir gerade heute besonders das lebendige Bild pflegen, werden wir uns Darstellungsformen überlegen müssen, durch die speziell Lebendigkeit zum Ausdruck gelangt. Wir wiesen schon mehrfach in der „Jugend“ darauf hin, daß im Schwarz-Weiß-Bild durch Hell-Dunkel-Momente die größte Vitalität erreicht wird. Doch diese Methode kann sich nur immer auf einen Augenblick beziehen, niemals aber die Folge eines Geschehens berücksichtigen.

Kommt es uns auf die Wiedergabe einzelner Phasen an, so werden wir noch einen anderen Weg suchen müssen. Wir halten aus einem Handlungsablauf einzelne Szenen fest, um sie in chronologischer Folge als Bildreihe zusammenzustellen. Dann haben wir in gewisser Weise einen kleinen Film erzielt.

Damit die Bildreihe wirksam ist, müssen wir Höhepunkte der Handlung erfassen. Dazu gehört eine schnelle Auffassungsgabe, die wir durchaus auch an vorher festgelegten Handlungsstolzen üben können. Welche Augenblicke wir als Höhepunkte empfinden, das ist vielfach Ansichtssache. Im wesentlichen werden wir sie da finden, wo eine kleine Teilhandlung des Gesamten ihr Ziel findet. Wenn wir uns unsere hier wiedergegebene Bildserie von Dietz-Film ansehen, so werden wir erkennen, daß sie genau danach aufgebaut ist. Die Gesamthandlung „Kaffee trinken und Kuchen essen“ wurde in lauter kleine charakteristische Augenblicke zergliedert. Und das gibt ihr die lebendige Note.

Mit Kindern und Tieren werden wir leicht geeignete Bildreihen darstellen können. Beim Erwachsenen ist es schon schwieriger, in einfachen Handlungen etwas Besonderes zu finden. Denn wir stehen selbst zu sehr mitten in dieser Welt und müssen erst bewußt über ihre Sonderheiten nachdenken, um sie fotografisch für eine Bildreihe zu gestalten. Anders ist es selbstverständlich, wenn wir bei Veranstaltungen und Festlichkeiten bestimmte, von der Sache her gegebene Handlungen antreffen.

Hier können wir nach zweierlei Richtungen arbeiten. Wir können uns entweder an den festen, gegebenen Plan halten oder uns hiervon frei machen, um nach kleinen Ausschüßten zu sehen, die erst als Folge des Großen entstehen. Für den Fotoamatuer wird gerade diese Anregung die bessere sein. Denn hier kann er sich frei entfalten, ohne am Wettrennen der Berufsreporter teilzuhaben, dem er letzten Endes ohne weiteres doch nicht so ganz wird entsprechen können.

Die Bildreihe verlangt ein doppeltes Sehen, wenn sie gut sein soll. Erstens nach fotografischen Gesichtspunkten und zweitens in inhaltlicher Hinsicht. Um sich hier ganz auf diese eigentliche Aufgabe konzentrieren zu können, müssen die Kamera und ihre Arbeitstechnik voll beherrscht werden. Und so sehen wir, daß Fotoserien zwar nicht ganz leicht herzustellen sind, bei einiger Übung aber doch gute Ergebnisse bringen.

Zum Schluß sei bemerkt, daß wir nicht den Tonfilm imitieren wollen. Unsere Fotoserie ist etwas ganz anderes. Deshalb muß die Auswahl der Motive auch mit besonderer Sorgfalt vor sich gehen.

Was gibt es Neues?

Zur Leica kam jetzt eine neue Bereitschaftstasche mit eingebautem elektrischem Belichtungsmesser „Templiphot“ heraus.

Der Auslöseknopf für den Kamera-Verschluss wird immer bei mehr Modellen im Kameragehäuse eingebaut, so jetzt bei der neuen Bessa mit Entfernungsmesser und der Vollenda 620. Das ermöglicht ein leichteres Auslösen ohne Erschütterungen.

Voigtländer brachte das Orthobrom-Papier in einer sogenannten Mischpackung heraus. Da finden wir zugleich mehrere Papiergradationen in einer Packung vereinigt. Das hilft sparen, da man sich immer nur eine Packung zu kaufen braucht, um doch alle Härtegrade vorrätig zu haben.

Die Deutsche und zweite internationale Foto-Schau findet vom 26. Sept. bis 11. Okt. in Frankfurt am Main statt. Es werden etwa 3000 Bilder ausgestellt.

Die Exakta-Kamera erschien inzwischen auch für Kinofilm (Bildformat 24x36 mm) in verchromter Ausführung. Das Spiegelreflex-System wurde beibehalten. Filmtransport und Verschluss arbeiten automatisch und sind gekuppelt. — gi—l.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

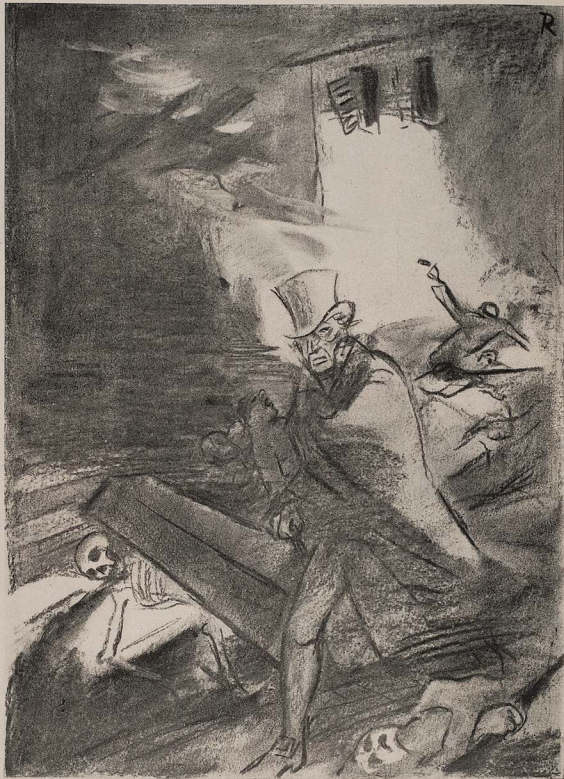
„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerel-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60**





„Caramba ... nun sehe ich, daß meine Phantasie harmlos war — gemessen an dieser Wirklichkeit“